

Ungewöhnliches exponiere. Heute weiß jeder, daß zur Opferfeier auch die Teilnahme am Opfermahl gehört. Die Form der »Kommunionausteilung« ist aber noch die gleiche wie zu der Zeit, als das Volk diese Einsicht noch nicht hatte.

Das Konzentrieren der Austeilung auf den kleinen Raum der Kommunionbank bringt so oder so Nachteile mit sich: Bei einer großen Zahl von Kommunizierenden wird die zeitliche Verlängerung und das Gedränge – bzw. seine fast militärische Regelung – nicht geschätzt, bei wenigen Kommunizierenden fühlen sich diese exponiert. Der Eindruck des gemeinsamen Speiseempfangs würde eher entstehen, wenn in größeren Kirchen gleichzeitig an mehreren Stellen die Kommunion gereicht würde. Welche Pfarrei hat aber so viele Priester, daß dies wirklich überzeugend durchgeführt werden könnte? Somit ist die Frage gestellt, ob dieses Amt nicht auch geeigneten Laien anvertraut werden dürfte. Dem Gedanken nach ist es heute klar, daß es in der Kirche keinen Bezirk gibt, von dem der Getaufte ausgeschlossen ist, vom Empfinden her herrscht aber noch eine paradoxe Hemmung davor, dem Laien, der den Leib Christi essen darf, das Gefäß mit dem Leib Christi in die Hand zu geben.

Wäre diese Hemmung einmal überwunden, dann stünde zugleich der Weg zu einer anderen Verbesserung des Ritus offen: daß der Kommunizierende seine Hostie selber aus der Schale nimmt, die ihm hingereicht wird – so wie es eben geschieht, wenn in einer Tischgemeinschaft Brot gereicht wird. Da wiederum müßte die Forderung anschließen, daß die Hostie »echter« sei, als Brotspeise empfinden werden könne.

Wo die Austeilung im erwähnten Sinn geregelt werden kann, beständen auch keine Hindernisse mehr für die Kelchkommunion. Nur ist zu vermeiden, daß sich daraus wieder organisatorische Komplikationen ergeben, welche den schlichten Mahleindruck verfälschen. Sogenannte hygienische Bedenken gegen die Kelchkommunion sollten nicht bestehen; in katholischen Gegenden gibt es ja bis heute den Brauch des Stephans- und des Johannisweins.

Als besonderes Problem empfinde ich aber die zeitliche Stelle des Kommuniongangs in der Meßfeier. Von der Wandlung bis zur Kommunion vergeht ziemlich viel Zeit, und nach der Kommunion ist die Feier auch schon beendet. Es würde wiederum dem Vorbild des Gemeinschaftsmahles entsprechen, nach dem Essen noch etwas miteinander zu verweilen, und was am Familien- und Freundes-tisch das Gespräch wäre, das kann in der Eucharistiefeier in Lob- und Dankesängeln bestehen. Gegenwärtig wird *zum* Kommuniongang von der Schola gesungen – als Anregung zur Meditation oder nur als Begleitgesang, zur Übermalung der Bewegung im Kirchenraum? Ein gemeinsames Singen *nach* dem Mahl und *vor* dem abschließenden Gebet des Priesters würde hingegen zu einer Hauptfunktion. Um die Kommunion mehr zum Mittelpunkt der Eucharistiefeier zu machen,

müßte man sie auch näher zur Wandlung rücken. Könnte sie nicht im Ritus unmittelbar an das Vaterunser angeschlossen werden? Ist das, was zwischen Vaterunser und Kommunion steht, wirklich aus Wesensüberlegungen oder nur aus bestimmten, heute nicht mehr wirksamen historischen Gegebenheiten entstanden?

Die Heiligkeit des Kommunionritus sollte nicht dazu führen, daß man sich scheut, ihn neu zu überdenken. Man sollte ihm die am meisten ansprechende Gestalt geben.

*Dr. med. Peter Kissling,
Olten:*

Das Zweite Vatikanische Konzil fordert in seiner Konstitution über die heilige Liturgie, daß diese einfach, durchschaubar, verstehbar, sinnfällig, der Fassungskraft der Gläubigen angepaßt sein solle. Die Handlungen, Gesten und Körperhaltungen sollen so geordnet sein, daß die Gläubigen die Liturgie von Herzen und in voller, tätiger und gemeinschaftlicher Teilnahme mitvollziehen können. Der Sinn für die Pfarrgemeinschaft solle vor allem in der gemeinsamen Feier der Sonntagsmesse wachsen. (*Konstitution über die heilige Liturgie*, Nr. 17, 21, 30, 34, 42). Es ist offensichtlich, daß unter anderem die Kommunionfeier in ihrer heutigen Gestalt diesem vom Konzil entworfenen Leitbild nicht durchwegs gerecht wird.

Wenn wir uns fragen, welches das Leitmotiv der heutigen Kommunionfeier sei, dann müssen wir wohl sagen: Leitmotiv ist die Verehrung, ja, die Scheu vor der Heiligkeit der konsekrierten Gaben. So tritt der Gläubige zur Kommunionbank, die zu diesem Zweck an die Stelle des Altartisches getreten und von diesem abgerückt ist; er kniet vor dem heiligen Brot nieder; die Hostie – es gilt als ehrfurchtslos, wenn das kleinste Krümelchen verlorengeht – wird ihm nicht in die Hand gereicht, sondern auf die Zunge gelegt; und schließlich wurde ihm schon im Kinderkommunionunterricht beigebracht, daß es entehrend sei, die Hostie zu zerkauen.

Diese Haltung soll keinesfalls getadelt, unterschätzt oder gar lächerlich gemacht werden. Gewiß können wir die heiligen Gaben nicht hoch genug schätzen. Soll aber Scheu und Verehrung Leitmotiv der Gestaltung der Kommunionfeier sein?

Die Konstitution über die heilige Liturgie lehrt uns weiter, daß Handlungen und Zeichen ihre Bedeutung aus der Heiligen Schrift empfangen, ferner daß, was durch Ungunst der Zeit verlorengegangen sei, nach der altherwürdigen Norm der Väter wiederhergestellt werden solle (Nr. 24 und 50). Betrachten wir diese »altherwürdige Norm«, das Ur- und Leitbild der Kommunionfeier, wie es uns im Passahmahl des Alten Testaments, in Mt 26,26 bis 28, Mk 14,22–24, Lk 22,17–20, Lk 24,30 und Apg 2,42 gegeben ist: Jesus nahm Brot, brach es, gab es seinen Jüngern... Und er nahm einen Kelch, gab ihn... Ferner das herrliche Bild, wie Jesus mit

Fürbitten

den Emmausjüngern »das Brot bricht«, dann die Schilderung der jungen Christengemeinde: Sie verharrten... in der Gemeinschaft des Brotbrechens. Nach diesen Urbildern ist die Kommunionfeier ein Mahl, ein Essen und Trinken von Brot und Wein. Dieses Mahl ist an eine Gemeinschaft gebunden, ja, es konstituiert die Gemeinschaft. Nach diesem Urbild möchte man die Kommunionfeier neugestaltet wissen. Dies würde folgende »Neuerungen«, die uns übrigens von unsern evangelischen Mitchristen in ihrer Abendmahlsfeier weitgehend längst vorgelebt werden, erfordern:

- Der Altar, der Abendmahlstisch, ist das Zentrum der Kommunionfeier. Um ihn soll sich eine Tischgemeinschaft bilden.

- Anstelle der bisher gebräuchlichen Hostie, die man nur schwer als Speise empfindet und die mit Brot nur eine Gemeinsamkeit hat, nämlich daß sie auch aus Mehl bereitet wird, soll richtiges Brot treten, wie es täglich unsere Tische deckt. Die Kommunion ist ja ein Mahl, ein Essen.

- Außer dem Brote soll auch der Weinkelch gereicht werden. Bedenken in bezug auf die Hygiene sind wohl sekundär. Außerdem ist der Laienkelch bei den evangelischen Christen längst Brauch.

- Die konsekrierten Gaben werden durch den Priester, in dessen Person Christus wirkt, allein oder in Gemeinschaft mit einigen Gemeindegliedern an die Gläubigen verteilt; jeder Christ ist ein »alter Christus«. Gerade diese letzte Maßnahme wäre geeignet, die Gemeinschaft, das Gefühl des Zusammengehörens unter den Gliedern einer Gemeinde zu fördern. Wäre es nicht ein guter, schöner Gedanke, daß uns Christus in irgendeinem fernstehenden Mitchristen oder auch in einem Familienglied, in einem Freund so spürbar entgegentritt? Man sollte vielleicht noch weitergehen: Die Gläubigen sollten ihren an der Mitfeier der Eucharistie verhinderten Gemeindegliedern selbst das heilige Brot von »ihrer« Eucharistiefeier bringen können.

Man könnte sich eine derartige Kommunionfeier etwa folgendermaßen vorstellen: Auf dem Altar stehen die konsekrierten Brote und ein Krug mit Wein bereit. Das Brot wird vom Priester, eventuell gemeinsam mit den Gemeindegliedern, die die Gaben darreichen helfen, in Stückchen geschnitten. Die Gläubigen treten an den Altar und bleiben dort stehen. Sie trinken aus dem Kelch und essen das Brot; Kelch und Brot werden ihnen in die Hand gereicht.

Diese Kommunionfeier zeigt auch dem einfachsten Menschen deutlich, daß sie ein Essen in Gemeinschaft ist, in dem Christus sich uns darreicht. Die Zeichen sind sinnfällig: Am Altartisch trinken und essen die Gläubigen miteinander Wein und Brot, Blut und Fleisch Christi, das ihnen durch den Menschen, in dem Christus lebt, dargereicht wird. Sicher käme dabei die Verehrung der heiligen Gaben nicht zu kurz. Nicht Scheu ist ja Inbegriff der Verehrung, sondern die Liebe, die sich nährt aus dem »Essen des Herrenmahles«, in der »Gemeinschaft des Brotbrechens«.

Das Konzil hat beschlossen: »Das ›Allgemeine Gebet‹ oder ›Gläubigengebet‹ nach dem Evangelium und der Homilie soll – besonders an den Sonntagen und gebotenen Feiertagen – wieder eingeführt werden, damit unter Teilnahme des Volkes Fürbitten gehalten werden für die heilige Kirche, für die Regierenden, für jene, die von mancherlei Not bedrückt sind, und für alle Menschen und das Heil der ganzen Welt« (Liturgiekonstitution, Art. 53). Wenn wir meinen, wir hätten in Deutschland schon längst vor dem Konzil die Fürbitten wieder eingeführt, so lehrt ein Blick in die benützten Vorlagen, daß wir keineswegs immer das getan haben, was das Konzil in Übereinstimmung mit der Tradition unter den Fürbitten versteht. Manche der bei uns gebräuchlichen Texte erbitten ausschließlich etwas »für uns«, für die Anwesenden, die Betenden selbst. So tun es nicht die großen Fürbitten am Karfreitag, die den letzten Rest der alten Überlieferung in der römischen Liturgie darstellten. So meint es auch nicht der unmittelbare Sinn des Wortes Fürbitten.

Wir haben uns also daran zu gewöhnen, daß wir im »Gläubigengebet« zunächst stets für die Anliegen der gesamten Kirche, des Volkes und der ganzen Welt sowie für die Leidenden und Bedrängten zu beten haben. Sollten wir diese Änderung bedauern? Oder ist es schwierig, sie der Gemeinde verständlich zu machen? Wohlgermerkt, es geht nicht darum, das Gebet der Gemeinde für ihre eigenen Anliegen auszuschließen. Dieses hat sowohl seinen Platz im Anschluß an die genannten wichtigen Themen wie auch sonst innerhalb und außerhalb der Messe. Aber man braucht doch nur vom Opfer Christi auszugehen: Christus ist gestorben für das Heil der ganzen Welt; seine Hingabe, seine Gesinnung soll der Gemeinde, die sich zu seinem Gedächtnis versammelt, zu eigen werden. Das geschieht nicht zuletzt gerade in solchen Fürbitten. Wer dazu nicht bereit wäre, wäre auch nicht fähig zur Eucharistie, dem selbstlosen Lobpreis Gottes, und zur Hingabe mit Christus. Es macht den Adel des Betens aus, daß es kein enges und selbstsüchtiges Beten ist. Wie Christus allezeit beim Vater eintritt für uns Menschen, so hat jeder Gläubige aufgrund des allgemeinen Priestertums das Amt der Fürbitte für die Kirche, für die Welt und für alle, die in Not sind.

Die Fürbitten treten indes als wichtiger Teil der Meßfeier nur dann hervor, wenn auch hier die Funktionen sinngemäß verteilt sind. Der zelebrierende Priester spricht die einleitende Aufforderung, das Oremus, das zu einer Admonitio erweitert sein kann, sowie das Schlußgebet. Ein Vorbeter nennt